

Erzähl mir von  
**SCHILTACH**

**Band 1**

# Inhalt

## Vorwort

Von Thomas Haas, Bürgermeister 10

## Die Gründung Schiltachs

Von Michael Kolinski 12

## Ausgewählte Flurnamen

Von Hermann Fautz 30

## Feudalrechte

Von Hermann Fautz 34

## Fest mit höfischem Glanz

Schiltacher bei der württembergischen „Märchenhochzeit“ von 1474  
Von Hans Harter 38

## Der Schiltacher Stadtbrand 1511

Von Hans Harter 42

## Reformation in Schiltach

Von Michael Kolinski 44

## Die Geschichte von Teufel und Magd

Schiltachs Stadtbrand 1533  
Von Andreas Morgenstern 62

## Die Hauptzollstätte zu Schiltach

Von Hermann Fautz 72

## Städte, die abgebrannt sind, wieder erbaut

Von Heinrich Schickhardt über den Brand von Schiltach 78

## Selbst in Pennsylvania ein bekannter Mann

Auf den Spuren des Theologen Isaak Dorner  
Von Wolfgang Tuffentsammer 80

## Das Ende des Schiltacher Bergschlosses „Hohe Landesehr“

Von Julius Hauth 82

## Gerberei

Ein Handwerk zwischen Geschichte und Zukunft  
Von Andreas Morgenstern 90

## Der Stadtbrand von 1791

Von Hermann Fautz 100

Landesherrlicher Aufruf zu einer Kollekte im Herzogtum Württemberg für die Unterstützung Schiltachs nach dem Stadtbrand von 1791	106
Beschreibung Schiltachs 1816	110
Das Hungerjahr 1816/17 <i>Von Andreas Morgenstern</i>	112
„Dass auch die Brunnen der Tiefe sich aufgetan...“ Das Hochwasser im Oktober 1824 <i>Von Hans Harter</i>	114
Die Revolutionsjahre 1848/49 <i>Von Hermann Fautz</i>	118
Modernisierung der Verkehrswege im 19. Jahrhundert <i>Von Andreas Morgenstern</i>	128
Arbeit und Not Die 1850er-Jahre als Krisenzeit <i>Von Andreas Morgenstern</i>	146
Als die Ruhr zahlreiche Opfer forderte <i>Von Hans Harter</i>	160
Vom Brunnen auf dem Schleifengrün <i>Von Hans Harter</i>	162
Aus der Geschichte der Flößerei <i>Von Hans Harter</i>	164
„Fort geht's mit elementarer Gewalt durch die Felsenschlucht der Hölle“ Der Maler Wilhelm Hasemann bei den Schiltacher Flößern <i>Von Hans Harter</i>	178
Schiltachs Flößer im 19. Jahrhundert Aus den Erinnerungen des Flößers, Schiffers und schließlich Bürgermeisters Adolf Christoph Trautwein (1818 – 1898) sowie Meldungen der damaligen Presse	180
Maria Magdalena Trautwein (1825 – 1901) Eine Schiltacher Flößer- und Schifferfrau des vorletzten Jahrhunderts <i>Von Hans Harter</i>	200

<b>Erinnerungen an die Flößerzeit</b>	
<i>Von Karl Trautwein</i>	202
<b>Die Alt-Schiltacher-Bürgertracht</b>	
<i>Von Hedwig Wolber</i>	206
<b>Großherzog Friedrich I. besucht Schiltach 1858</b>	
Abgedruckt am 14. August 1858 in der Karlsruher Zeitung	208
<b>Das Hochwasser von 1862</b>	
Abgedruckt am 4. Februar 1862 in der Karlsruher Zeitung	212
<b>Silvesterzug – den gibt's nur hier</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	218
<b>Barbara Maurer – 35 Jahre Hebamme</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	224
<b>Die ersten Wirtshäuser in Schiltach</b>	
<i>Von Helmut Horn</i>	226
<b>„Mögen alle vor ähnlichem Unglück bewahrt bleiben“</b>	
Der Brand des „Rössle“ 1873	
<i>Von Hans Harter</i>	236
<b>Frühe Reiseeindrücke über Schiltach</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	240
<b>„Ich beharre auf meiner Weigerung, das bezeichnete Loch zu öffnen“</b>	
Schiltacher Wasserkrieg 1873 – 1875	
<i>Von Hans Harter</i>	248
<b>„Hoch lebe die sozialistische Republik“</b>	
Der Seilergeselle Adolf Hermann Arnold, ein Frühsozialist aus Schiltach	
<i>Von Hans Harter</i>	252
<b>„Nur keinen großartigen Großkopf“</b>	
Bürgermeisterwahlkampf 1883 in Schiltach	
<i>Von Hans Harter</i>	256
<b>Zum 150. Geburtstag Gustav Eyths 1968</b>	
Aus dem Amtlichen Nachrichtenblatt vom 9. November 1968	260
<b>Der letzte Schiltacher Leineweber</b>	
<i>Von Fritz Laib</i>	266

<b>Auf dem Peter- und Paulsmarkt im Jahre 1896</b>	
<i>Von Josef Dieterle</i>	268
<b>Der Schiltacher Städtetag</b>	
Ein frühes Band zwischen Badenern und Württembergern	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	274
<b>Der Flößer letzte Fahrt am 5. Juli 1925</b>	
<i>Von Otto Beil</i>	280
<b>Die Medaille von Nizza</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	284
<b>Pfarrer Eduard Böckh</b>	
<i>Von Hans Harter</i>	286
<b>Auf den Spuren des Wetters um 1900</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	290
<b>Das Leben in Schiltach um die Jahrhundertwende 1900</b>	
<i>Von Fritz Laib</i>	294
<b>Friedrich Trautwein</b>	
Ein Schiltacher Hotelkönig fand einst in der Ferne sein Glück	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	302
<b>Lieder und Gedichte</b>	304
<b>Sagen und Geistergeschichten</b>	
<i>Zusammengestellt von Hermann Fautz</i>	328
<b>Bildnachweis</b>	344

# Die Geschichte von Teufel und Magd

## Schiltachs Stadtbrand 1533

Von Andreas Morgenstern

Das Bild von Teufel und Magd gehört heute als Bestandteil der vom Schiltacher Künstler Eduard Trautwein 1942 gestalteten Rathausfassade zu den bedeutenden, sichtbaren Erkennungszeichen Schiltachs. Und auch in der Fasnet-Zeit ist hierzulande durch die Teufels- und Magdfiguren der Narrenzunft die Historie allgegenwärtig, selbst wenn die Figuren inzwischen vielfach der Volkskultur und nicht zur Erinnerung an einstiges Geschehen dienen. Die wirkliche Geschichte des Stadtbrandes von 1533, von dem es so zahlreiche Erwähnungen an ganz unterschiedlichen Orten gibt, kann heute, bald 500 Jahre später, nicht mehr aufgeklärt werden.<sup>1</sup> Eine Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte und daraus aufbauend eine Darstellung verschiedener Möglichkeiten des tatsächlichen Geschehens verdanken wir Hans Harter.<sup>2</sup> Das ist schon deshalb wertvoll, standen die Schilderungen doch stets im Schatten der Prägungen und Interessen des jeweiligen Schreibers.

Da es sich bei dieser Geschichte um ein Ereignis mit Grenzen überschreitendem Interesse handelte, war noch Jahrhunderte später die Geschichte von „Teufel und Magd aus Schiltach 1533“ auch in der Ferne Schlagzeilen wert. Das berühmte *Prager Tagblatt* widmete ihr am 15. Dezember 1917 zwischen tagesaktuellen Berichten über den Verlauf der bolschewis-

---

1 Einen kriminalistischen Ermittlungsversuch verdanken wir aber Günter Link: *Die Hexe aus Oberndorf und der Teufel von Schiltach*, Borsdorf 2012.

2 Hans Harter: *Der Teufel von Schiltach. Ereignisse – Deutungen – Wirkungen*. Mit einer Quellensammlung, hrsg. von der Stadt Schiltach, Hausach 2005 und anschließend Hans Harter: „Anno 1533 ist Schiltach gar außbrunnen, als etlich sagen, vom Teufel angezündt.“ – Neues vom „Teufel von Schiltach“, in: *Die Ortenau* 95 (2015), S. 151–182.

tischen Revolution in Russland einen eigenen Artikel:

„Um das Jahr 1533 reiste ein ‚Gelehrter‘ nach Salzburg zu und ließ, wie Schneegans in seinen ‚Straßburger Geschichten‘ weitschweifig berichtet, dem Herrn Ammeister<sup>3</sup> vortragen, daß er um Erlaubnis bitte, eine Geschichte allhier drucken zu lassen, wie sie sich kurz zuvor zu Schiltach mit dem Teufel zugetragen habe. Der gelehrte und gottesfürchtige Buchschreiber war dabei willens, in seinem Werklein den Satan tüchtig zu brandmarken und hoffte durch seine Geschichte von hier aus Aufsehen in der ganzen deutschen Christenheit zu erregen. Indessen kam es nicht dazu, denn ein ‚Ehrsamer Weiser und führsichtiger Meister und Rath‘ schlug die Bitte des Teufelsgeschichtenerzählers rundweg ab und in einem Auszug des Proto-

kolls von 1533 ward der Beschluß der ‚gnädigen Herrn Rath und Einundzwanziger‘ wie folgt niedergelegt: ‚Herr Ammeister zeigt an es komme Einer, hab die Geschicht so mit dem Teufel zu Schiltach begegnet, seyn soll bitt Ihme erlauben, dieselbig zu trucken erkannt. Es bringt kein Nutz, soll ihme befohlen werden, daß Er gedenk, und es hier nit zu trucken lasse man wolle mit dem Teufel nit zu schaffen habe‘.“<sup>4</sup>



„Teufel von Schiltach“  
von Karl Eyth

3 Das Amt des Ammeisters entsprach in Straßburg teilweise dem eines Bürgermeisters, der aber von den Zunftmeistern gewählt wurde. Vgl. *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, hrsg. von Georg Friedrich Benecke/Wilhelm Müller/Friedrich Zarncke, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 121b.

4 Abgedruckt in: *Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass*, II. Folge 19. Band, Straßburg 1899, S. 212 (Eintrag 28.4.1533).

Isoliert steht dieser Artikel – was sucht er hier und in dieser Zeit in der liberalen deutsch-böhmischen Tageszeitung? Man kann nur spekulieren, auch ein Jubiläum stand ja nicht an. Am wahrscheinlichsten ist da der zarte Hinweis auf Grenzen der Pressefreiheit.<sup>5</sup> Hier, mitten im Ersten Weltkrieg, fand diese dort ihr Ende, wo unangenehme oder „sicherheitsrelevante“ Meldungen veröffentlicht werden sollten. Die Zensur befand da eben auch, manche Meldung „habe keinen Nutzen“ und müsse daher ungedruckt bleiben, wie es schon nach 1533 in der geschilderten Episode geschehen war. Die Geschichte des „Teufels von Schiltach“ sollte wie hier über Jahrhunderte die Menschen aus unterschiedlichen Perspektiven beschäftigen.

Was war aber nun tatsächlich bei diesem „Sensationsfall“<sup>6</sup> 1533 geschehen, und wie wurde er überliefert? Kam es doch zu einem der in diesen Jahren selteneren Fälle von „Hexenprozessen“. Hierzu kann man sich auf die angesprochenen Untersuchungen verlassen. Hans Harter blickte 2005 für seine Rekonstruktion der Ereignisse auf verschiedene zeitgenössische Flugblätter,<sup>7</sup> deren erstes bereits auf den 26. April 1533 datiert ist. Der ungenannt bleibende Autor, Harter vermutet dahinter den damaligen Schiltacher Pfarrer Johannes Schwarz, scheint noch ganz unter dem frischen Eindruck der Ereignisse zu stehen. Für ihn stehen hier „christlicher Glaube, die Furcht und Liebe Gottes“ dem „Gespenst des Teufels“ gegenüber. Gleich auf sieben Druckseiten beschreibt ebenfalls noch 1533 ein weiteres Flugblatt die „wunderbarlich erschreckenlich handelunge“. In derber Ausdrucksweise wird darin versprochen, das Geschilderte sei glaubhaft und ge-

---

5 Hierzu würde auch passen, dass ein weiterer Zeitungsfund mit der Überschrift „Das erste Zeitungsverbot“ im ebenfalls deutschsprachigen böhmischen Blatt *Unser Isergebirge* (Gablonz/Jablonec n.N.) am 28. Oktober 1933 nachweisbar ist. Zu dieser Zeit wurde in der demokratischen Tschechoslowakei der Vertrieb verschiedener Schriften aus NS-Deutschland verboten.

6 Vgl. Johannes Dillinger: Hexenverfolgungen in der Grafschaft Dillenburg, in: Johannes Dillinger/Thomas Fritz/Wolfgang Mährle: Zum Feuer verdammt. Die Hexenverfolgungen in der Grafschaft Hohenberg, der Reichsstadt Reutlingen und der Fürstpropstei Ellwangen, Stuttgart 1998, S. 32 – 35.

7 Dokumentiert in Hans Harter: Der Teufel, und Hans Harter: Anno 1533.

schehen. Bei uns am bekanntesten ist ein drittes Flugblatt, ebenfalls noch 1533 veröffentlicht, geschrieben von dem „Briefmaler“ Steffan Hamer und versehen mit einem farbigen Holzschnitt von Erhard Schön.<sup>8</sup> Beide lebten in der Frankenmetropole Nürnberg, damals ein Schwerpunkt des aufstrebenden, die Nachrichtenverbreitung revolutionierenden Buchdrucks. Neben dem genauen Bericht der Ereignisse, der, wie Harter hinweist, schon in kurzer Zeit den Weg bis nach Nürnberg gefunden haben muss, fällt aber die halb nackte Darstellung der Frau auf. Sie trägt kein Büßerhemd – sah der Künstler für sie keine Möglichkeit der Buße oder gestaltete er sein Werk einfach reißerischer?

Langwährende Bekanntheit sollten die Schiltacher Ereignisse aber vor allem durch die Erwähnung in zwei Briefen des berühmten Humanisten Erasmus von Rotterdam gewinnen.<sup>9</sup> Wenn auch nur auf der Grundlage von Hörensagen schrieb er von dem „hartnäckigen Gerücht“ eines „Dämons“. Dessen Existenz stellte er nicht in Frage.

Folgen wir Harters Darstellung aus den Quellen für die Rekonstruktion des Geschehens 1533, lesen wir vom Beginn des Dramas in der Nacht vom 24. zum 25. März. Im Wirtshaus des Schiltacher Schultheiß Jacob Schörnlin<sup>10</sup> am Marktplatz sei ein Gespensterpfeifen zu hören gewesen. „Trummen



Flugblatt von 1533

8 Vgl. Doris Gruber: Welches Jeden ein Exempel sey, zu Meiden solche Teiffeley. Die Hexenverfolgung am illustrierten Flugblatt der Frühen Neuzeit, Diplomarbeit, Universität Graz 2013, S. 31 – 35.

9 Hans Harter: Der Teufel, S. 19f.

10 Diesen Namen vermutet Hans Harter anstelle des in der *Zimmerischen Chronik* genannten „Hans Schernle“

# Arbeit und Not

## Die 1850er-Jahre als Krisenzeit

Von Andreas Morgenstern

„Der in der jetzigen theuern Zeit herrschende Mangel und die in Folge der hohen Preise sämmtlicher Lebensmittel sich an vielen Orten zeigende Noth hat sich besonders auch bei uns eingestellt. Vor kaum 4 Wochen durchzogen noch bettelnde Kinder unsere Straßen und baten um ein Stückchen Brod für sich und ihre Eltern. Auf verschiedene Weise hat man nun sowohl der Noth als auch dem Bettel abzuhelfen gesucht. Erster geschah durch [erneute<sup>1</sup>] Errichtung einer Suppenanstalt, welche täglich 50-60 Portionen abgibt, und durch wöchentliche Vertheilung von Brod an die bedürftigen Armen. Die Mittel hierzu werden theilweise aufgebracht durch Privatbeiträge der vermöglichen Einwohner; dieselben reichten jedoch bei Weitem nicht aus, und so sah man sich genöthigt, auf geeignetem Wege um Unterstützung aus den Geldern zu bitten, welche durch die unermüdete Wohlthätigkeit S[eine]r K[öniglichen] Hoh[eit] unseres hochverehrtesten Regenten und durch die stets bewiesene huldvolle Milde der durchlauchtigsten Groß[erzoglischen] Familie den Armen des Landes zur Linderung der Noth allergnädigst zugewiesen wurden. Aus diesen Geldern erhielten wir kürzlich 130 fl. [Gulden], für welchen Beitrag wir hiermit unsern wärmsten und innigsten Dank auszusprechen, uns gedrungen fühlen. Der Noth unserer Ärmsten ist nun hierdurch vorläufig so weit wie möglich

---

1 Eine Suppenanstalt wurde nach der Missernte von 1851 schon für 1852 erwähnt. Vgl. Karlsruher Zeitung, 30.3.1852. Zurückzuführen sein dürfte sie auf die Nothilfe im Hungerjahr 1847, von der der spätere Bürgermeister Adolf Christoph Trautwein berichtete: „Da wurde in der Küche im Rathaus ein großer Kessel eingemauert, und die Suppe, fast ausschließlich Reis und Fleisch, welches damals am billigsten war, gekocht und an die Armen, welche auf der Liste standen, ausgeteilt.“ Chronik und Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach, Manuskript 1896, S. 18, StA Schiltach, sg-22.

gesteuert; das Eine blieb nun noch übrig, den Bettel, diese Grundlage aller sittlichen Verkommenheit und Verwahrlosung, abzuschaffen; und auch hiergegen wurden geeignete Maaßnahmen ergriffen. Durch Bemühung des Großherzoglichen] Amtsvorstandes Hrn. Amtmanns Mallebrein von Wolfach, durch ein kräftiges Zusammenwirken der hiesigen Orts-Unterstützungscommission wurde eine Strohflechschule eingerichtet und sämmtliche Kinder hineingeschickt, welche gebettelt hatten, so daß hierdurch den selben Gelegenheit gegeben wird, sich an eine Regelmäßigkeit der Arbeit zu gewöhnen, und wenn auch einen kleinen, doch immerhin einen Verdienst sich zu erwerben. Ebenso haben auch einige Kaufleute sich bemüht, einige Industriezweige zu cultiviren, bei welchen Kinder beschäftigt und auf diese Art dem Bettel entzogen werden können. Wir erwähnen hier die Wichsefabrication von Hiller und Ludwig, welche zugleich eine Dutenindustrie hiermit verbunden haben; der Zündhölzchenfabrication von R. Vayhinger, welche gegenwärtig eingerichtet wird; ferner eine Schachtelfabrikation von J. Wolber; sämmtlich Beschäftigungen, bei welchen Kinder beschäftigt werden können, deren Zahl sich nach den eingehenden Bestellungen richtet. Wir erlauben uns nun, sämmtliche theilnehmende Menschenfreunde, insbesondere die Herren Kaufleute, auf diese Anstalten aufmerksam zu machen und dieselben zu ersuchen, durch thätige Unterstützungen und Bestellungen die verschiedenen Zweige der hiesigen Industrie zu heben und so der Noth unserer Armen zu steuern; gleichwohl aber sprechen wir hiermit allen Wohlthätern, welche in dieser bedrängten Zeit der Armen durch milde Gaben ihre traurige Lage erleichtern, unsern herzlichsten und innigsten Dank aus, und schließlich wünschen wir, der gnädige und barmherzige Gott möge ihnen tausendfach vergelten, was sie in diesen Tagen den geringsten ihrer Brüder gethan haben!<sup>2</sup> Zu lesen war dieser mit zaghaften Anklängen der Zuversicht gewürzte Schreckensbericht in verschiedenen Zeitungen 1854.

Es war in Schiltach nicht leicht, ausreichend Lebensmittel zu produzieren. Ein offenbar auswärtiger Berichterstatter

---

2 Ortenauer Bote (Offenburg), 28.4.1854, Badische Landeszeitung (Karlsruhe), 20.4.1854.

schrieb so, „die Berge, reich mit Laub- und Nadelholz bewachsen, laufen steil an, und nur wenig tiefgründiges Land ist vorhanden, so daß der Betrieb der Landwirtschaft nur einem kleinen Theile der Bevölkerung – obgleich sehr viele Hände damit beschäftigt sind – Nahrung und Unterhalt gibt und der größere Theil des Bedarfs an Frucht und sonstigen Lebensmitteln von Außen bezogen werden muß.“ Bei den schlechten Ausgangsbedingungen half es dann auch kaum, dass die Schiltacher „sehr thätig“ seien, „mit rastlos anstrengender Arbeit und mit saurem Schweiß ringen sie dem Boden seine wenigen Erträgnisse ab“.<sup>3</sup> Mochte die Landwirtschaft wenig ertragreich sein und auch der Handel, man denke an die 1854 genannten siebzig Flößer mit einem Jahresgehalt von lediglich 120-150 Gulden, die Schiltacher nicht ernähren können, wurden die angesprochenen „rein wohlthätigen Institute“, ausgedrückt 1853 in einer Anzeige eines M. Ludwig „zu Gunsten der vielen sich hier befindenden armen Kinder“, sogar durch die Unterzeichnung der Werbung durch Pfarrer Karl Ludwig Friedrich Hansult und Bürgermeister Karl Goll unterstützt.<sup>4</sup> Eine Ursache waren wiederholte Missernten. Hier von erzählen auch Akten im Stadtarchiv. Dort findet sich ein Bericht über die Lage der 1637 Schiltacherinnen und Schiltacher im Jahr 1847. Beklagt wurde während dieses letzten landesweiten Ausbruchs einer Hungersnot<sup>5</sup> darin nicht allein, dass der Holzhandel weitgehend stillstehe und die Gemeinde dank des Kirchenbaus „verarmt“ sei, erwähnt wird schon hier eine Suppenanstalt. Täglich verteile diese 115 Portionen Gemüsesuppe, doch werde ihre Finanzierung immer schwieriger.<sup>6</sup>

Die grassierende Not brachte die Klage, „die Nahrungslosigkeit“ habe „eine bedauerliche Ausdehnung erlangt“. So begründete man bereits 1848 die Forderung nach einem Stra-

---

3 Ortenauer Bote (Offenburg), 31.10.1854.

4 Karlsruher Zeitung, 22.11.1853.

5 Vgl. Horst Buszell: Hunger im deutschen Südwesten in vorindustrieller Zeit (1300-1850), in: Hunger. Zur Geschichte einer existenziellen Bedrohung, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2019, S. 30.

6 StA Schiltach, AS-823.



# Das Leben in Schiltach um die Jahrhundertwende 1900

Von Fritz Laib

Noch vor dem Ersten Weltkrieg war in unserem Städtchen Schiltach so manches anders als heute. Die Arbeitszeit betrug täglich 10 bis 12 Stunden, wenngleich ohne Fließband und ohne Hetze. Ein Arbeiter-Stundenlohn betrug etwa 40 Pfg. Es kostete damals ein Ei 7 Pfg., 1 Pfd. Kartoffeln 4 Pfg., 1 Pfd. Roggenbrot 14 Pfg., 1 Glas Bier 4/10 Ltr. 15 Pfg., 1 Pfd. Margarine 84 Pfg., 1 Pfd. Rindfleisch 90 Pfg.

Wie sauer manche Menschen zu jener Zeit ihr Brot verdienen mußten, soll durch folgende Beispiele gezeigt werden:

Da war Johanna Arnold, eine fleißige Frau, man nannte sie „d’ Hanne vaum Schbiddl“; sie war auch nicht mehr die Jüngste. Täglich sah man sie, wie sie ihren knatternden Bennenkarren durch die Straßen schob, allerlei Fracht, Pakete, Säcke, Körbe u. dergl. sammelte und als private Spediteurin ihren beladenen Karren mehrmals die Woche von Schiltach nach Schramberg und zurück schob. In Schramberg nahm sie jeweils Rückfracht auf. Sie war in Schramberg gut bekannt, man nannte sie dort „d’Beddi vau Schilde“, d.h. die Botin von Schiltach. Wer sich noch an die schlechten Straßen von damals erinnert, der vermag zu ermessen, was es für eine ältere Frau war, den oft schwer beladenen Handkarren täglich 20 Kilometer zu schieben – und das um ein Taschengeld.

Auch erinnern sich ältere Schiltacher noch an einen Mann namens Wöhrle, genannt „dr Schduaklopfen-Wöhrle“. Im Steinbruch am unteren Kirchberg brach er Steine, dort saßen auch seine Frau und seine beiden Buben, und alle klopften Steine. Sie arbeiteten im Akkord für die Stadt, welche die Schottersteine für Straßen und Wege brauchte. Wenn es einmal regnete, dann warfen sie dicke Säcke über die Schultern,

und wenn es kalt wurde zogen sie Fausthandschuhe an, aber sie klopfen unentwegt weiter, denn es war, wenngleich kärglich, ihr tägliches Brot.

Zu der Zeit, als der Aufbau der Schiltacher Industrie noch ganz in den Anfängen steckte, der Bergbau und die Flößerei aber schon eingegangen waren, ergriff man jede sich bietende Gelegenheit, einige Pfennige zu verdienen. Schiltachs Straßen und Gassen boten zu jener Zeit ein eigenartiges Bild. Zu beiden Seiten waren große Haufen Stangen und Schälspäne aufgeschichtet. Im ohnehin schmalen Hinterstädtle kam man zeitweise kaum noch mit dem Handkarren hindurch. Vor vielen Häusern waren starke Holzpfähle eingerammt, die oben mit eisernen Spitzen versehen waren. Da wurden lange Fichtenstangen aufgesteckt und diese von Hand mit einem Schälmesser von der Rinde befreit. Diese Stangen wurden mit dem Handkarren von der „Schtangesäag“ (Sägewerk G. Wagner) geholt und die geschälten Stangen dort abgeliefert. „Fritzvetter“, der Platzmeister, zählte die fertigen Stücke, und mit einer neuen Fuhre knatterte der schwerbela-

Marktplatz um 1900



dene Karren wieder dem Städtle zu. Unterwegs kehrte man noch auf dem Büro an und nahm seinen „Akkord-Lohn“ mit.

Aus der Bergbauzeit ist bekannt, daß mehrere Männer aus Schiltach in den umliegenden Gruben gearbeitet haben. Wie einer alten Familienschrift zu entnehmen ist, war es üblich, daß die Jungen nach der Schule ihren Vätern und Großvätern täglich das Essen zu bringen hatten. Nicht selten handelte es sich dabei um einen Fußmarsch von zwei Stunden und mehr und das bei jedem Wetter. Daß diese Buben dabei etwa gemurrt hätten, davon ist nichts bekannt, wohl aber davon, daß eine gehorsame Pflichterfüllung für sie eine Selbstverständlichkeit war. Doch nicht nur die Buben, sondern auch die Mädchen aßen da und dort ein sauer verdientes Brot. So ist bekannt, aus der Zeit von 1900 bis 1914, daß Mädchen außer der Schulzeit, in Herrschafts- und Bürgerhäusern Halbtagsarbeit in Haus und Garten verrichteten und das für ein tägliches Abendessen und einen Monatslohn von 2.- RM.

In den Jahren 1914 bis 1918 zwang die Not auch die Schulkinder zu besonderen Leistungen. So kam es oft vor, daß die Jungen wegen einem Liter Milch auf den Liefersberg, Elmlisberg oder gar auf den Rötenberg gehen mußten. Wie bekannt, lagen einst die Schiltacher Felder zumeist an den Hängen (heute ist fast alles als Jungwald angepflanzt), da arbeitete sich der Boden nach unten und mußte alljährlich nach oben geschafft werden. Das „Bodetrage“ besorgten die Jungen und auch die Mädchen an ihren schulfreien Nachmittagen. In Körben wurde der Boden auf dem Kopf hinaufgetragen, dabei legte man zwischen den Kopf und den schweren Korb einen „Bauscht“. Die Entlohnung war in der Regel eine abendliche Kartoffelsuppe und für den halben Tag 20 bis 30 Pfennige. Das Geld wurde aber nicht „verguzlet“, sondern der Mutter abgeliefert.

Eine andere Tätigkeit der einst so fleißigen Jungen war das „Lohkästreten“ bei den Rotgerbern. Die Lohe wurde in Formen gebracht und mit den Füßen festgetreten, dann wurden diese sogenannten „Lohkäsloawle“ auf großen Regalen getrocknet. Zumeist arbeiteten mehrere Jungen in einer Reihe, so machte die Arbeit mehr Spaß, sodaß es dabei oft laut und lebhaft herging.

Beliebt war bei den jungen auch das „Bengeleklopfen“. Solange das Eichenholz im Saft war, holzten die Bauern ganze Eichenbösch ab und schälten die Rinden von den Stämmen. Danach kamen dann die Schiltacher Buben und klopfen das Abholz (die Bengele), zogen die Rinde ab, trockneten diese und verkauften sie an die Gerbereien. Selbstverständlich gab man auch diesen Verdienst der Mutter.



Auch an Schiltachs Straßenbild und Straßenleben hat sich vieles geändert. Früher waren die Talstraßen eng, staubig, voller Schlaglöcher und oft Tummelplatz für Hühner und spielende Kinder. Wenn dann s'Vinzenze Willy, Schiltachs erster Autofahrer, mit seinem Herr Doktor daher brauste, dann stob alles beiseite und zurück blieb eine mächtige Staubwolke. Ebenso ging es, als das erste Auto von Schramberg, ein Personenwagen des Fabrikanten Landenberger, durch Schiltach knatterte.

Laut ging es im Städtle selten zu; doch aber dann, wenn ein hochgeladener Holländer-Stammenwagen vom „Spittl“ herauskam und wenn am Engel-Eck der Schwigger mehrmals

Arbeiter der Oberen Säge  
am westlichen Ortsein-  
gang, 1909

Erzähl mir von  
**SCHILTACH**

Band 2

# Inhalt

## Vom Ersten Weltkrieg zur Inflation – Schiltach 1914 bis 1923

*Von Andreas Morgenstern* 10

## Ludwig Wolpert

Bürgermeister in Zeiten des Umbruchs

*Von Andreas Morgenstern* 22

## Das Gedenkkreuz auf dem Schrofen

*Von Andreas Morgenstern* 26

## Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Schiltach

*Von Hans Harter* 30

## Georg Ruckelshausen

Schmetterlinge und Propaganda trafen im Klassenzimmer zusammen

*Von Hans Harter* 36

## Die Jahre 1931 bis 1934

*Von Andreas Morgenstern* 40

## Kommunisten im Visier des Nationalsozialismus

*Von Hans Harter* 60

## Struktur der Schiltacher NSDAP 1934

*Von Helmut Horn* 64

## Das Unrecht an „Margarethe“

*Von Andreas Morgenstern* 68

## Der kleine Jürgen

Ein Opfer der „Kinder-Euthanasie“

*Von Hans Harter* 74

## Der „Polenstein“

Gedenken an Bernard Podziński

*Von Hans Harter* 78

## Kriegsende 1945 – ein Bericht aus Schiltach

*Von Gottlieb Trautwein* 88

## Die Jahre 1945 und 1946 unter französischer Besatzung

*Von Helmut Horn* 92

<b>„Meiner Mutter sind die Tränen gekommen“</b>	
Ein „kleiner Schiltacher Schwarzhändler“	
<i>Von Hans Harter</i>	118
<b>Entnazifizierung in Schiltach</b>	
<i>Von Helmut Horn</i>	122
<b>Das Wechselspiel der Bürgermeister nach dem Krieg</b>	
<i>Von Helmut Horn</i>	140
<b>Die Rathausfassade im Wandel</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	146
<b>Zeuge der Nachkriegszeit</b>	
Das Amtliche Nachrichtenblatt 1949/50	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	150
<b>Bürgermeister Martin Fritz</b>	
Eine Schiltacher Ära	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	156
<b>Wie das Fernsehen zu den Schiltachern kam</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	158
<b>Peter Homberg-Harter</b>	
Ein reges Künstlerleben an Rhein und Kinzig	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	162
<b>Schiltachs frühe Fußballerinnen</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	164
<b>Gisela Wöhrle</b>	
Eine Schiltacherin turnt für Deutschland	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	168
<b>„Land unter“ 1990</b>	
<i>Von Madlen Brüstle</i>	170
<b>Schiltach und Geising</b>	
Städtefreunde seit 1990	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	174
<b>Stadtsanierung</b>	
Aufgabe und Resultat eines Projekts auf Dauer	
	178
<b>Tourismus in Schiltach</b>	
<i>Von Christian Jäckels</i>	198

<b>Erlebnisse eines Stadtführers</b>	
<i>Von Wolfgang Tuffentsammer</i>	216
<b>Sanierung und Umbau des historischen Fachwerkhauses Bachstraße 5</b>	
<i>Von Daniel König</i>	226
<b>Schiltach. Gestern – heute – morgen</b>	
<i>Von Thomas Haas</i>	234
<b>Schiltachs Ehrenbürger</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	244
<b>Die katholische Kirchengemeinde</b>	
<i>Von Josef Armbruster und dem Schiltacher Gemeindeteam</i>	250
<b>Die evangelische Kirchengemeinde</b>	
<i>Von Annika Morgenstern</i>	258
<b>Schiltachs reiche Vereinslandschaft</b>	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	272
<b>123 Jahre „Eintracht“ (1896 – 2019)</b>	
Der Männergesangverein Schiltach	
<i>Von Andreas Morgenstern</i>	276
<b>TV Schiltach von Gründung bis 2025</b>	
<i>Zusammengestellt von Inge Wolber-Berthold</i>	286
<b>Schiltachs Feuerwehrkommandanten</b>	
Einst Fabrikant und Bürgermeister, später Firmeninhaber und heute Feuerwehrspezialist – und weitere Feuerwehr-Historie	
<i>Von Frieder Götz</i>	302
<b>Die Geschichte der Spielvereinigung 1926 Schiltach e.V.</b>	
<i>Von Achim Hoffmann</i>	316
<b>Chronik der Schiltacher Flößer e.V. 1998 – 2024</b>	
<i>Von Otto Schinle</i>	332
<b>Aus der Geschichte der Narrenzunft Schiltach</b>	
<i>Von Teresa Jehle</i>	346
<b>Geschichte des Roten Kreuzes in Schiltach und Schenkenzell</b>	
<i>Von Egon Jehle</i>	362

<b>Gekommen um zu bleiben</b>	
Wie das Messtechnikunternehmen VEGA in Schiltach seine globale Zukunft erfindet	
<i>Von Claudia Homburg</i>	374
<b>Prägendes Unternehmen in der Schiltacher Stadtgeschichte</b>	
Die Hansgrohe Group	
<i>Von Stefan Krischak, Heike Kronenbitter, Anke Messerschmidt und Sven Renkel</i>	386
<b>Gespräch mit Agathe Kohler</b>	400
<b>Gespräch mit Altbürgermeister und Ehrenbürger Peter Rottenburger</b>	408
<b>Gespräch mit Osman und Eda Gürkan</b>	426
<b>Gespräch mit Rita Heintz</b>	434
<b>Einwohnerzahlen</b>	442
<b>Bürgermeister der Stadt Schiltach ab 1805</b>	444
<b>Bildnachweis</b>	448

# Das Unrecht an „Margarethe“

Von Andreas Morgenstern

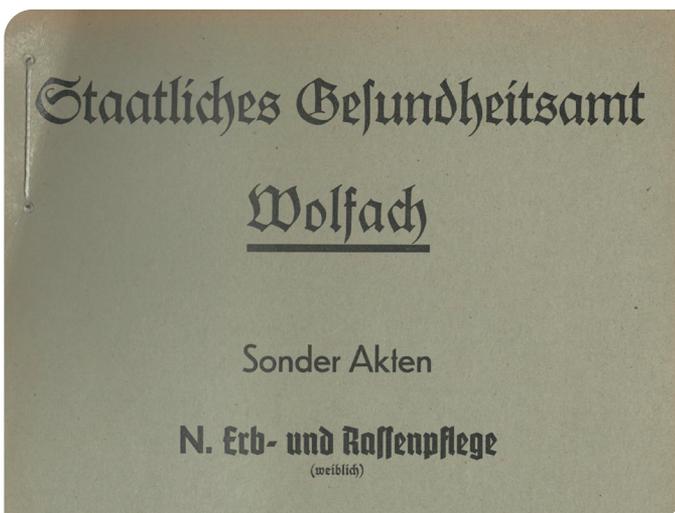
In den folgenden Zeilen soll es um das schlimme Schicksal einer Schiltacherin gehen. Der Blick in die 1934 und 1935 mit deutscher Gründlichkeit geführte Akte zur „Erb- und Rassenpflege“ hinterlässt beim Leser Erschütterung ob der darin gezeigten Kälte, Grausamkeit, aber auch des fehlenden Interesses an einer Klärung des tatsächlichen Gesundheitszustands der Verfolgten. Ihr im Unrechtsstaat „für Recht erkannt“es Schicksal soll hier im Mittelpunkt stehen. Auf Wunsch der Angehörigen nennen wir sie „Margarethe“.

Geboren wird die junge Frau 1917, mitten im Ersten Weltkrieg. Anfang der 1930er-Jahre verlässt sie die Schiltacher Volksschule. Ihr Abgangszeugnis mag nicht das Beste sein und sie gilt auch als lernschwach, doch findet sie in der schweren Wirtschaftskrise Arbeit bei einem Schiltacher Industriebetrieb, der ganz offensichtlich mit ihr sehr zufrieden ist. Doch 1934 wird sie, noch minderjährig, ein „Fall“ vor dem

Erbgesundheitsgericht – von dem sie vor ihrem Urteil aber nicht einmal angehört wird.

Erbgesundheitsgerichte wurden am 1. Januar 1934 auf der Basis des „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 gebildet. Im Reichskabinett wurde es in der gleichen Sitzung verhandelt, in dem auch das Konkordat mit dem Vatikan Zustimmung fand: Man veröffent-

Deckseite der Akte  
„Margarethe“



licht es dann jedoch erst mit 14 Tagen Verspätung, um das Abkommen mit der katholischen Kirche nicht zu gefährden.<sup>1</sup> Im rassistischen Verständnis der nationalsozialistischen Herrschenden verdient als angeblich „minderwertig“ erklärtes Leben keinen besonderen Schutz. Für die Heranzüchtung einer „arischen Herrenrasse“<sup>2</sup> gilt es als schädlich, weshalb Nachwuchs verhindert werden müsse. Die Erbgesundheitsgerichte werden so auch „Sterilisierungsgerichte“ genannt. Im Unterschied zu früheren Gesetzesentwürfen umfasst das Gesetz kein abschließendes Einspruchsrecht: „Hat das Gericht die Unfruchtbarmachung endgültig beschlossen, so ist sie auch gegen den Willen des Unfruchtbarzumachenden auszuführen.“<sup>3</sup> Dabei ist selbst „Anwendung unmittelbaren Zwanges zulässig.“ Bis Kriegsende 1945 werden 350.000 Menschen wie Margarethe unfruchtbar gemacht.

Das Erbgesundheitsgericht, bestehend aus einem Amtsgerichtsrat, sowie einem Amtsarzt und einem praktischen Arzt, urteilt am 19. Dezember 1934, Margarethe sei „unfruchtbar zu machen“. Begründet wird dies, weil sie „an angeborenem Schwachsinn leide“ und aus einer „erblich belasteten Familie stamme“. Für das harte Urteil geben allein zwei Faktoren den Ausschlag. Neben der psychischen Erkrankung des Vaters und einem dreimonatigen Klinikaufenthalt einer Tante liegt ein vom Wolfacher Amtsarzt bearbeiteter „Intelligenzfragebogen“ vor. Darin zeigen sich Schwächen von Margarethe bei Heimatwissens- und Rechenaufgaben. Diese nehmen aber in diesem „Test“ besondere Bedeutung ein – verhängnisvoll für Margarethe, die bereits in ihrem Schulabgangszeugnis ausgerechnet in diesen beiden Bereichen Schwächen zeigte. Dem Gutachter ist dies aber ebenso wenig einen Hinweis wert, wie es nicht weiter interessiert, dass Margarethe offensichtlich angespannt und etwas verängstigt bei diesem für sie neuen und kaum einzuordnenden Termin aufgetreten war, jedoch

---

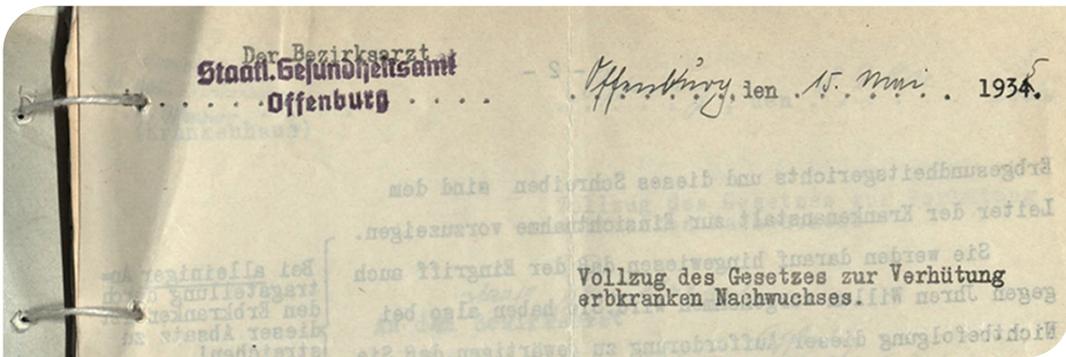
1 Vgl. Ernst Klee: „Euthanasie im NS-Staat“, Frankfurt a.M. 2001, S. 36.

2 „Der Zuchtgedanke ist Kern des Rassengedankens.“ Vgl. Arthur Gütt u. a.: Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 nebst Ausführungsverordnungen, 2. Aufl., München 1936, S. 55.

3 Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Vom 14. Juli 1933, Reichsgesetzblatt Teil 1, Nr. 86/1933, S. 529-531, hier §12 (S. 530).

ihr Gedankengang selbst aber nach dem Gutachten durchaus „nicht wesentlich gestört“ sei. Weiterhin interessiert es nicht, dass Margarethe keine Gefahr für andere Menschen darstellt, keinen Alkohol trinkt und auch nicht in Behandlung ist, wie weiterhin zu lesen ist.

Nicht gelten lassen die drei Richter die Erklärung der Mutter, die Entwicklung ihres Kindes sei Folge einer Unterernährung schon im Mutterleib und dann in den ersten Lebensjahren, welche für das körperliche und geistige Wachstum besonders bedeutend sind. Solch eine Konsequenz aus der schlimmen Lage für viele Deutsche gerade in den letzten Kriegsjahren bis 1918 und der direkten Nachkriegszeit weisen die Richter einfach ab.



### Endgültiger Beschluss des Verbrechens

Die Einseitigkeit der Ermittlungen des Erbgesundheitsgerichts wird sich im weiteren Verlauf mehrfach wiederholen. Man gewinnt den Eindruck, Gründlichkeit sei nicht gefordert gewesen, handele es sich doch vorgeblich nur um einen „kleinen, im Allgemeinden unschädlichen Eingriff, den das Gesetz im Interesse der Volksgemeinschaft ihr auferlegt, auf sich zu nehmen als Pflicht, die sie als Volksgenossin gegenüber der Gesamtheit hat.“ Das scheinbare Interesse dieser „Volksgemeinschaft“ wird über die Unversehrtheit von Körper und Seele eines Menschen gestellt. Margarethe ist keine angebliche Gefahr für die „Volksgemeinschaft“ und Behandlungskosten fallen auch nicht an. Dennoch lautet das Urteil: Unfruchtbarmachung.

Gegen das Urteil des Erbgesundheitsgerichts Offenburg gegen Margarethe legt ihre Mutter fristgerecht Einspruch ein. Sie kämpft für ihre Tochter. Besonders wichtig ist ihr die

Entkräftung der Behauptung familiärer Vorbelastung, weil ihr Ehemann, der Vater von Margarethe, „geistig beschränkt“ sei. Stattdessen betont sie, er habe als „tadelloser Soldat“ im Weltkrieg gedient. Sie verbindet das geschickt mit dem Hinweis, „daß nur geistig vollwertige Menschen zum aktiven Dienst“ eingezogen worden seien. Ihr Ehemann sei aber sogar schon am vierten Einberufungstag zu den Waffen gerufen worden. Seine psychische Labilität sei stattdessen Folge des Kriegsereignisses. Damit wäre sie situationsgebunden und nicht erblich.

Die Mutter widerspricht auch darin, der Eingriff werde ihr Kind doch belasten und mache sie zum „Gespött ihrer Umwelt“. Die angebliche Pflicht an der „Volksgemeinschaft“, die ja dann zumindest Respekt zeigen würde, wird von ihr grundlegend bestritten. Zusätzlich holt sie ein Gutachten des Arbeitgebers ihrer Tochter ein. Nach den Worten des Unternehmens arbeitet Margarethe seit Jahren „zu unserer Zufriedenheit“ an einer „komplizierten und nicht ungefährlichen Maschine“. Sie möge etwas langsam, aber nicht „schwachsinnig“ sein. Diesem Urteil schließt sich auch Stadtpfarrer

Schildach: „Margarethes“  
Zuhause in den 1930er-  
Jahren



# Schiltachs frühe Fußballerinnen

Von Andreas Morgenstern

Es ist ein Sieg, den es eigentlich gar nicht hätte geben dürfen: Mit 2:1 schlägt die junge Schiltacher Damenfußballmannschaft der Spielvereinigung im Herbst 1969 ihre Gegnerinnen vom gastgebenden FC Viktoria Peterzell. Nicht etwa, dass man ein Premierenspiel nicht gewinnen dürfte; nein, der Grund liegt in dem erst auf dem DFB-Bundestag von 1970 aufgehobenen Verbot für Mitgliedsvereine, wie eben die Spielvereinigung, Damenmannschaften zu gründen oder zu unterstützen. Genau das war aber 1969 geschehen. Im März dieses Jahres hatten zwei Schülerinnen den damaligen Jugendleiter Gerhard Köpfer überzeugt, eine eigene Mannschaft zu gründen. Nach und nach wächst das Team. Per Mund-zu-Mund-Propaganda kommen immer mehr junge Spielerinnen zusammen, bis schließlich recht bald eine spielstarke Truppe erwachsen ist. „Mit enormem Eifer“ wurde in der Folgezeit trainiert, wie ein damaliger Zeitungsartikel berichtet. Schließlich kommt es nach einem halben Jahr zu dem Premierenspiel, angeführt von der ersten Kapitänin Gaby Bühler. Erste Torschützin der Geschichte wird Stürmerin Angelika Deusch. Die Spielerinnen können bereits hier auf Unterstützung mitgereister Fans aufbauen. Der Bericht schließt mit den Worten: „Es dürfte wohl kaum über das Wochenende eine frohere Mannschaft gegeben haben als diese junge Mädchenelf.“ Er wird auch eine Bestätigung gewesen sein, nachdem die Mannschaftsbildung in der Spielvereinigung auch „anfängliche Bedenken“ hervorgerufen haben soll und der Sportplatz des Vereins zunächst nicht genutzt werden darf – immerhin widerspricht dies ja den Statuten des DFB.

Der große Trumpf dieser sehr jungen Mannschaft ist ihr Teamgeist. Im Rückblick fallen immer wieder die Begriffe

„Kameradschaft“, „Begeisterung“ und „Eifer“.<sup>1</sup> Unvergessen sind auch die Betreuer Walter und Gerhard Köpfer sowie Helmut Trautwein, die mit hohem Engagement nicht nur die Frauen trainieren, sondern auch viele Heimfahrten selbst übernehmen – nicht alle Spielerinnen kommen aus Schiltach und einen Führerschein haben die SchülerInnen noch nicht. Trainiert wird anfangs auf dem Sportplatz in Schenkzell, später dann in Schiltach. Die Trikots stellt der Verein, während die Spielerinnen ihre Schuhe selbst kaufen müssen. Gespielt wird sonntags, 10.30 Uhr.

Rasch erkämpft sich die Mannschaft Respekt. Mag mancher (männliche) Zuschauer der 1960er-Jahre vielleicht zu-

Früher Pressebericht  
aus dem Amtlichen  
Nachrichtenblatt



IM FRÜHJAHR DIESES JAHRES hat sich in Schiltach eine Gruppe von zwölf Mädchen zusammengefunden, die besondere Liebe zum Fußball hegt. Jeden Dienstag und Freitag üben sich diese Mädchen auf dem Schenkzeller Sportplatz. Sie gehen zum Teil noch zur Schule. Das Training wird geleitet vom Jugendtrainer der Schiltacher Spielvereinigung, Walter Köpfer, sowie von Jugendspieler Helmut Trautwein. Kürzlich trugen diese Mädchen, wie gestern berichtet, ihr erstes Spiel gegen die schon länger bestehende auswärtige Damenmannschaft in Peterzell aus. Was niemand erwartet hatte, trat ein: Die Schiltacher Mädchen gewannen dieses erste Spiel auf Grund der besseren Leistungen verdient mit 2:1 Toren. In den nächsten Wochen sollen weitere Auswärtsspiele folgen.

1 Ich danke Frau Ingrid Kohlmann für ihre wertvollen Informationen (Gespräch am 10.3.2023).



**Das Damenfußballteam  
aus Schiltach**

nächst noch eine Belustigung erwartet haben – immerhin schrieb schon die Vorankündigung der Premiere im *Amtlichen Nachrichtenblatt*: „Selbstverständlich darf kein technisch hochklassiges Spiel erwartet werden“<sup>2</sup> – setzt hier schnell ein Wandel ein. Die Spielerinnen überzeugen ihre Zuschauer; Begeisterung ist nicht nur auf dem Spielfeld, sondern auch bei ihnen spürbar.

Der Erfolg von Peterzell ist der Auftakt zu einer Erfolgsgeschichte. Die Mannschaft eilt von Sieg zu Sieg. 1971 sind dann „schon 100 Tore geschossen“.<sup>3</sup> Gegner aus Offenburg, Ichen-

---

2 Amtliches Nachrichtenblatt, 4.10.1969.

3 Amtliches Nachrichtenblatt, 22.5.1971.



heim und Niederschopfheim werden teils sogar zweistellig geschlagen. Hierbei handelt es sich bereits um Pflichtspiele. Gegen Oberschopfheim erreicht die Mannschaft 1971 das Endspiel um die Bezirksmeisterschaft. Bleibt ihnen hier noch der Titel verwehrt, so dürfen sie sich in den nächsten Jahren auch mit dem Bezirksmeistertitel schmücken – Schiltach ist eine Hochburg des frühen, sich nach und nach endlich im DFB organisieren dürfenden Damenfußballs. Eine besondere Verbundenheit entwickelt sich nicht allein in der eigenen Mannschaft, sondern auch mit den Spielerinnen aus Lahr-Dinglingen und Achern-Fautenbach.

Die Fußballerinnen kommen dank ihrer Spiele sogar in die Ferne. Hierzu gehört nicht nur der badische Raum, sondern, nachdem das DFB-Verbot aufgehoben ist, sogar eine Turnierteilnahme im rheinland-pfälzischen Bad Neuenahr gegen namhafte Gegner.

In der Mitte der 1970er-Jahre zerfällt die Mannschaft nach und nach. Es lag wohl an neuen Herausforderungen für die Spielerinnen, an der beruflichen Ausbildung und anstehenden Familiengründungen, dass die Geschichte des Damenfußballs in der Spielvereinigung zunächst ein Ende findet.

Bald kicken aber auch die Mädchen und Frauen aus Schiltach wieder. Heute treten die Schiltacher Spielerinnen der Spielvereinigung in einer Spielgemeinschaft mit Kirnbacherinnen und Wolfacherinnen an. Im Unterschied zu ihren Vorgängerinnen ist für sie heute eine normale Ligaspielrunde selbstverständlich.

# Prägendes Unternehmen in der Schiltacher Stadt- geschichte

## Die Hansgrohe Group

Von Stefan Krischak, Heike Kronenbitter, Anke Messerschmidt  
und Sven Renkel

Hansgrohe gehört zu Schiltach wie die Tradition der Flößer. Aus dem Stadtbild ist das Unternehmen nicht mehr wegzu-denken genauso wenig wie die Fachwerkhäuser. Heute zählt der ursprüngliche Dreimann-Betrieb zu den führenden Unternehmen der Sanitär- und Küchenbranche mit weltweit mehr als 5000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Doch wie kam es, dass sich hier im engen Schwarzwaldtal der Kinzig ein international agierendes Unternehmen entwickeln konnte?

## Gründerjahre

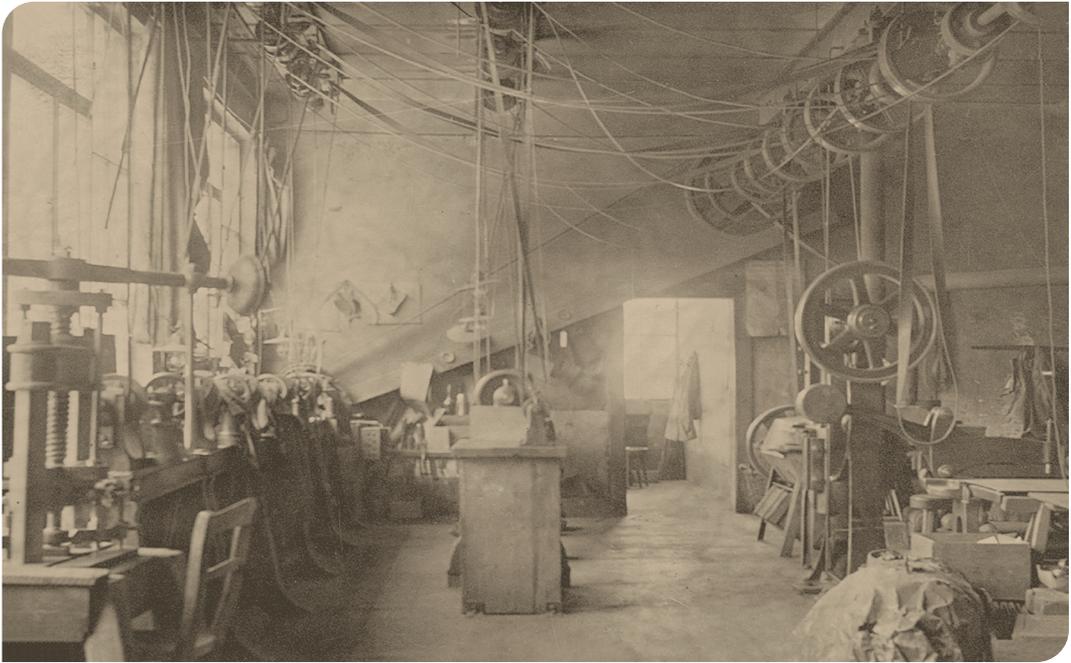
Die Geschichte des Unternehmens beginnt bereits Ende des 19. Jahrhunderts im weit entfernten Luckenwalde – vor den Toren Berlins. Dort wird am 14. Mai 1871 Hans (Otto Johannes) Grohe geboren. Er ist das sechste Kind des Tuchmachers Karl Grohe. Wie sein Vater erlernt auch er das Tuchmacherhandwerk. Nach seiner sechsjährigen Lehrzeit geht der junge Hans als Musterweber auf Wanderschaft. Seine Reise führt ihn nach Tirol, Bayern, Württemberg und Baden. Auch ein kurzer Besuch in Schiltach ist dabei. Doch Hans Grohe geht zurück und versucht sein Glück als Webmeister in Luckenwalde. In Berlin und Umgebung sind Lohn und Brot jedoch sehr gering. Als dann 1897 seine erste Frau Luise unerwartet stirbt, packt er seine sieben Sachen – samt seiner drei kleinen Kinder – und fährt nach Schiltach. Hier hatte er auf Wander-



Ca. 1884: Der junge Hans Grohe (links) mit Eltern und Geschwistern. Hans Grohe wird am 14. Mai 1871 als sechstes Kind des Tuchmachers Karl Grohe in Luckenwalde bei Berlin geboren

schaft Besseres gesehen. Am 3. Mai 1899 meldet er sich und die Kinder Johannes, Helene und Liesel auf dem Einwohnermeldeamt an. Beim Schiltacher Tuchfabrikanten Korndörfer tritt der 28-jährige Webmeister seine Arbeit an. Der Name Grohe ist in Schiltach angekommen.

Während Hans Grohe den Korndörfers dient, gründen zeitgleich Otto Voigt und Wilhelm Schwab eine Metalldrückerei neben der Schiltacher Kronensäge. Sie stellen aus Messing zunächst Weckergehäuse für die benachbarte Uhrenindustrie in Schramberg her. Hans Grohe trifft die beiden und zeigt sich interessiert. Mit Wilhelm Schwab gründet er dann am 1. April 1900 eine eigene Metalldrückerei, „Schwab und Grohe“. Der Betrieb schafft sich schnell einen guten Ruf über die Grenzen Schiltachs hinaus. Bereits nach kurzer Zeit arbeiten hier fünf Metalldrücker, zwei Polierer und eine Beizerin. Es läuft. Doch knapp ein Jahr später, gibt es ein jähes Ende. Ein Brand vernichtet die Werkstatt im



1909: An das Wohnhaus in der Schiltacher Auestraße wird ein Fabrikgebäude angebaut. Im Erdgeschoss befindet sich die Fertigung, im Obergeschoss das Lager und die Versandabteilung; das Büro ist im Wohnhaus untergebracht. Erstmals kann jetzt mit Elektrizität anstelle der unzuverlässigen Wasserkraft produziert werden

Kunstmühlengebäude, nahezu alles ist unbrauchbar. Kompagnon Schwab gibt daraufhin auf.

Jetzt beweist Hans Grohe Durchhaltevermögen. Mit Tatkraft und Unternehmergehick gründet er in einem Schuppen der Spittelsäge eine neue Metalldrückerei. Am 10. Juni 1901 bekommt die Firma in Schiltach die polizeiliche Betriebserlaubnis. 1905 wird sie in das Handelsregister eingetragen. Der Grundstein für die Erfolgsgeschichte der heutigen Hansgrohe Group ist gelegt.

### Anfangsjahre

Die ersten Jahre sind geprägt von 16-Stunden-Tagen. Hans Grohe übernimmt viele gewerbliche Aufgaben und kümmert sich zudem um die Buchhaltung. Doch dies ist nicht alles. Die Waren müssen auf den Markt gebracht werden. So geht er regelmäßig auf Reisen, um seine Produkte zu präsentieren. Er ist ungemein neugierig. Aus seinen Eindrücken entstehen umgehend neue Produkte. Schnell ist der Betrieb nicht mehr nur ein Zulieferer der Uhrenindustrie, sondern produziert

zunehmend für andere Branchen: Pfannen, Ofenrohrsets, Baldachinschalen vergrößern das Spektrum. Und ab 1905 kommen Brauseköpfe dazu. Schon der erste Firmenkatalog deutet die künftige Richtung der Firma an: Blechbrausen, sanitäre Beschläge und Badezimmerausstattungen. Anstelle der bisher belieferten Blechner wird nun direkt an den Sanitärgrößhandel verkauft.

1906 errichtet Hans Grohe sein Familienhaus in der Austraße. 1909 baut er ein Fabrikgebäude an – der Ort, an dem auch knapp 120 Jahre später weiterhin Sanitärgeschichte geschrieben wird. Im Erdgeschoss dieses ersten Produktionsgebäudes befindet sich die Fertigung, im Obergeschoss das Lager und die Versandabteilung. Die Firma wächst. Schnell wird die Mitarbeiterzahl zweistellig. Schon vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigt Hans Grohe 25 Personen.

**Familienmitglieder und Mitarbeitende von Hans Grohe im Jahr 1912 vor dem ersten Fabrikgebäude in der Austraße (Schiltach)**

